

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 35

Artikel: Der Schweizerkönig [Fortsetzung]
Autor: Lavater-Sloman, Mary
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754823>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MARY LAVATER-SLOMAN

Der Schweizerkönig

ROMAN NACH HISTORISCHEN MOTIVEN UND PRIVATBRIESEN
DES BASLER BÜRGERMEISTERS JOHANN RUDOLF WETTSTEIN
AUS MÜNSTER UND OSNABRÜCK

Copyright by Verlag Rascher & Co. A.-G., Zürich

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges hat der elässische Weinhandler Wachtler einen Streitfall mit einem Basler Fuhrhalter. In die schwierige Sache mischt sich das Reichskammergericht zu Speyer, aus welchem Einvernehmen erschließlich ist, wie schwach es noch ist die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft im deutschen Reich bedroht ist. Der Basler Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein erkundigt von Anfang an, daß es im Wachtler'schen Fall nicht um bloß bürgerliche sondern einigen österreichische Interessen geht, und er erwirkt mit zähem Eifer und treuer Arbeit für einen schmerzlichen Zurückhaltung seitens der katholischen Orte, zu den Verhandlungen in Münster und Osnabrück zugelassen zu werden, wo er sich für die schweizerischen Interessen einzusetzen gedenkt. Im Dezember 1646 verabschiedet er sich von seiner Frau Anna-Maria und fährt zusammen mit seinem 15jährigen Sohn Fritz seinem Neffen und Schreiber Ruedi Burckhardt und seinem Diener Giggishans rheinabwärts. Bei ihrem bedeutsamen Einzug in die Konferenzstadt Münster nennt einer der Torwächter den ankommenden Bürgermeister spöttisch „Schweizerkönig“. Wettstein und die Seinen müssen sich, da alle Herbergen überfüllt sind, mit einer erbärmlichen, eiskalten Unterkunft zufriedengeben. Diese Widerwärtigkeit und das sich meldende Podage hindern ihn nicht, getreu seiner Mission die Verhandlungen sofort aufzunehmen. Sein erster Gang gilt dem Vertreter Frankreichs, dem Herzog von Longueville. Fürsten von Neuchâtel, bei dem er sich als senkrechter Schweizer einführt. Auf dem Heimweg spricht sich Wettstein seinem Ruedi Burckhardt gegenüber über die Schwierigkeiten seiner Aufgabe aus, zu deren Durchführung er bei seinen Eidgenossen zu wenig Beistand finde.



Wollt ihr gewärtigen, daß man so zu euch spricht? Ihr Armen, wenn es je dazu käme!

Ehe ihr es euch versetzt, würde die Peitschenschnur sich klatschend um euch bündeln zu einem wehrlosen, entmündigten Haufen! Wettstein stand einen Augenblick still, die Luft tief einziehend, »aber Gott Lob, nur bis die Peitschenschnur sich wohl oder übel lösen muß, denn nichts ist dem alles ebendene Zeitgeist mehr unterworfen als die Gewalt.«

»Ich denke nicht so weit hinaus wie du, Onkel, ich meine nur, warum wir uns weniger zum Gehorsam unter einem Willen eignen sollten als andere.«

»Warum? Weil wir nicht die anderen sind! Bei Gott, Ruedi, kennst ihr jungen Leute denn die Chronik unseres Landes so schlecht, daß ihr vergessen habt, wie die Männer der Urkantone zusammentraten, jeder ein freier Herr! Auf eigenem Boden geworden, wie gerade seine Berghänge, seine Wasser, seine Acker, seine Abgeschiedenheit oder seine Straßennähe es geboten, aber alle erfüllt von dem Verstand zu Freiheit und Einigkeit! Verstehst du, Ruedi, was ich mit dem Verstand zu Freiheit und Einigkeit sagen will? Die Hände, die sich im freien Willen zur Einigkeit ineinanderlegen, sind gesegnet, denn Gott hat uns das Wissen um freie Menschenwürde verliehen. Wer deshalb die Freiheit des einzelnen vergewaltigt und an ihre Stelle knechtischen Gehorsam setzt, mag er auch einen Zusammenschluß erzwingen, hat das höchste Gut geschnädert, das Menschen gegeben wurde.«

Johann Rudolf ging schwer atmend dahin. Ruedi, der im Grunde mehr der Meinung seines Onkels anhing als dem Nachahmungsdrang einiger Unzufriedener, bemühte sich, seinem Oheim zu bestätigen.

»Ich zürne dir nicht, Ruedi, ich kenne dich, aber es macht mir Sorge, daß die Jugend in Bewunderung vor der Macht eines einzelnen, die viel edlere Macht der Gesamtheit unterschätzt. Es braucht zwar einen klugen Kopf, um eine Masse zu beherrschen, aber es braucht eine Masse von klugen Köpfen, um ohne Herrn sich selber zu beherrschen. Aber gehen wir schneller.«

Johann Rudolf zog fröstelnd die Schultern hoch, die feuchte Kälte drang ihm bis in die Knochen, ja bis in die

Seele, und die Aussicht auf ein ungeheiztes, dunkles Quartier und die fast ungenießbare Nahrung vertieft seine Mißstimmung noch beträchtlich. Schweigend stapfte er durch den schwärzlichen, aufgeweichten Schnee; von der weißen Decke, die sich am Morgen unter die Festagschuh des Bürgermeisters gebreitet hatte, war nichts mehr zu sehen.

Als die eidgenössische Gesandtschaft zur Holzstiege an der Wand ihres Quartiers abbiegen wollte, trat ihr der Wirt und Fritz mit den strahlenden Mienen von Ehrenjungfrauen entgegen und führten den Bürgermeister und sein Gefolge vor ein geräumiges Zimmer zu ebener Erde.

»Hier herein, bitte!« dinierte der Wirt. Fritz ließ den Vater in den Hausflur treten, riß dann aber zur rechten Hand eine Türe auf. Köstliche Wärme schlug Johann Rudolf entgegen; Fritz zog ihn über die Schwelle, das Gefolge drängte mit langen Hälzen nach und sah sich in freudiger Verblüffung in dem wohl ausgestatteten Raume um. Er enthielt zwar nur das Nötigste, ein schweres Kastenbett mit Gardinen, einen eichenen Tisch, eine Bank vor dem grünen Kachelofen, Bauernstühle, Truhen, einen mächtigen Schrank, aber alles schien frisch geputzt.

»Was ist mit dieser fürstlichen Stube?« fragte Wettstein erstaunt.

»Du stehst in unserm neuen Quartier, Vater, und nebenan ist ein Raum mit Strohlagern für das Gefolge.«

»Du Guter, Lieber!« Johann Rudolf ließ sich mit einem Seufzer der Erleichterung vor dem Ofen nieder und rieb den Rücken wohlig an den warmen Kacheln... Lächelnd und ein wenig geruhig beobachtete er, wie Fritz und Giggishans den Tisch bestellten. Weißbrot aus der kaiserlichen Gesandtschaftsküche, gesottene Hühner und entsalzene Butter wurden vor ihm niedergesetzt; da dachte Johann Rudolf, und ein skeptisches Lächeln zuckte um seine Lippen: der mit Vernunft begabte Mensch ist doch die Krone der Schöpfung, aber wie nahe zugleich der Kreatur.

»Du hast mehr für uns alle getan, als du ahnst, Fritz,« sagte er mit Nachdruck. »Wenn der Körper leidet, ist es dem Geist schwer, die Schwingen auszubreiten, und hier müssen wir fliegen. Giggishans, bringe den Wein.«

Fritz, der keine Einmischung in sein Amt als Major domus erlaubte, sprang auf, öffnete die Lederflasche und goß den Inhalt in einen Krug, der zur Hälfe mit kochend heißem Wasser gefüllt war, zog aus dem Wams eine Handvoll Zimmetstengel und Rosinen, würzte darmit den Wein und süßte ihn obendrein mit ein wenig Honig.

Ruedi Burckhardt hatte nach den Zimmetstengeln gegriffen. »Hast du diese Kostbarkeit auch in der Wienerküche erhalten?«

»Nein, ich war bei dem Krämer. Ach, Vater, was der Mann nicht für Merkwürdigkeiten verkauft! Eine Frucht, die heißt Ingwer, prrr, scharf! Und Zucker, schneeweiss, Vater, und Pfeffer, aber das ist Ware für sehr reiche Leute.«

»In unserm kleinen Münster solche Schätze?«

»Bremen ist nah, wo die indischen und amerikanischen Waren gestapelt werden. Bevor wir abfahren, darfst du für Mutter und die Schwestern einkaufen, Fritz.«

»Du sprichst schon von der Abfahrt, Onkel?«

»Nun, einige Geduld werden wir haben müssen, aber die Fastnachtsküchli wollen wir in Basel essen.«

Nachdem das Mahl abgetragen war und Giggishans noch einige Holzkloben in den Ofen geworfen hatte,

holte Johann Rudolf sein Schreibgerät. Zunächst setzte er einen genauen Bericht an den Rat der Stadt Basel über die Audienz beim Herzog auf und bat noch einmal inständig um ein Favorschreiben aller dreizehn Orte; dann machte er seine Eintragungen in das Tagebuch, und als auch diese Arbeit beendet, ergriff er noch einmal die Feder, um seinem Freunde Rippel eine eingehende Schildderung der Reise zu geben.

Seine Lippen zuckten in dem humorvoll spöttischen Lächeln, das seine Feinde fürchteten und seine Freunde liebten. Ruedi, der dem Onkel gegenüberstand, dachte, die Reisebeschreibung wird auf alle Fälle nicht wehleidig ausfallen. Er selber hatte versucht, Verse für Königold Brand zu schmieden, aber das Lächeln des Bürgermeisters ließ ihn zur nüchternen Erde zurückkehren, er zerriss die Verse und faltete anstatt dessen die Briefe seines Onkels. Als der letzte versiegelt und überschrieben war, wurde Korporal Hans ausgeschickt zu erfahren, an welchem Tage die nächste Post nach Köln abgehe.

Die frühe Dämmerung war hereingebrochen; zwei Lichten brannten auf dem Tisch; Wettstein und Ruedi berieten über die Reihenfolge der kommenden Audienzen.

»Zunächst meldest du mich bei dem Grafen d'Avaux; bevor wir nicht seiner Unterstützung gewiß sind, darf ich mich nicht zur kaiserlichen Gesandtschaft begeben. Fritz mag dich begleiten, er soll nur ein wenig Welt erfahrenheit lernen.«

Am nächsten Morgen war endlich Frost eingetreten; in der Nacht hatte es geschneit. Als Ruedi und Fritz sich um die Mittagszeit auf den Weg zu d'Avaux' Quartier machten, schwebte nur noch ein hauchfeiner Dunst vor der Himmelsbläue; wie mattes Gold schimmerten die beschlagenen Fenster in den ärmlichen Häusern der Stadt; Löcher und Risse der Dächer waren unter der weißen Sammetdecke versteckt; die Misthaufen und Abfälle, die sich die Straßen entlang zogen, hatten sich in eine silberglänzende Verfärbung verwandelt, und über den schimmernden Teppich, der die Radspuren der hartgefahrenen Straße ausfüllte, schritt der Fuß leicht und schnell dahin.

Als die Jünglinge auf dem Platz anlangten, an dem Longuevilles Schloß lag, tauchten die roten Röcke französischer Vorläufer auf, die der herzoglichen Karosse Platz zu machen hatten.

»Halt, Fritz, das Schauspiel wollen wir uns nicht entgehen lassen.«

Die Vettner blieben stehen, aber sie wurden enträuscht; die Karosse, die vorüberrollte, war leer, sie hielt vor der Schloßtreppe an. »Gehen wir zu d'Avaux, es kann noch lange währen, bis der Herzog einsteigt.«

»Laß mich hier warten,« bat Fritz; »ich möchte den Perückenmann gar zu gern aus der Nähe sehen.«

»Gut, dann treffe ich dich auf dem Platz wieder.« Ruedi wandte sich zum Hause d'Avaux, das klein aber prächtig in einem umgitterten Hofe lag.

Fritz hatte noch kaum die vergoldeute Kutsche mit dem hellblauen Atlaskissen gehörig bestaunt, als eine zweite Karosse heranrollte und sich der ersten gegenüber vor dem Tor des d'Avaux'schen Hauses aufstellte. Die Vettner, Kutscher und Diener, die Lakaien, die Jäger und Türhüter warfen einander böse und auch lachende Blicke zu, zuckten die Achseln und schienen sämtlich auf eine altbekannte Szene vorbereitet zu sein.

(Fortsetzung Seite 1094)

Fritz sah erstaunt von einer Gruppe zur andern; dann öffneten sich fast gleichzeitig das Tor rechts und die Türe links, und zwei prächtig gekleidete Damen begaben sich zu ihren Kutschen. Die Herzogin von Longueville, eine ältere Dame mit scharfer Habichtsnase, beobachtete sich nicht merklich, aber die junge, übermäßig geputzte Frau, die aus der Türe des gräflichen Hauses getreten war, stürzte fast in ihre Karosse und winkte sogleich zur Abfahrt, aber da trat schnell ein Kammerherr, der die Herzogin begleitet hatte, vor und hob die Hand warnend auf; der Kutscher des gräflichen Wagens riß seine vier Pferde zurück, und die Karosse der Herzogin fuhr vorüber.

Die Herzogin sah mit zurückgeworfenem Kopfe durch die Fenster, schien aber den gräflichen Wagen nicht zu bemerken.

«Sie grüßt nicht einmal zum Dank, daß man sie vorfahren ließ», dachte Fritz empört und sah zur Karosse der Gräfin hinüber. Die junge Frau saß steif aufgerichtet da, die Augen halb geschlossen; mit zitternder Hand gab sie das Zeichen zur Abfahrt. Da trat Fritz hingerissen einen Schritt vor, sah fest in das blasses Gesicht und zog den Federhut bis auf den Boden. Wie Sonnenschein zuckte es über das verkrampfte Frauenantlitz, und als Fritz sich aufrichtete, sah er gerade noch eine kleine, behandschuhte Hand, die ihm huldvoll dankte.

Fritz seufzte tief auf und sah zum Himmel empor, der jetzt strahlend über ihm stand . . . wie schön sie war! Golden bebten die Locken und das blonde Gesicht; sie war zornig gewesen, daß die alte Hakenasse es gewagt hatte, ihr vorzufahren . . . nicht einmal zu grüßen . . . wie schön, wie schön die Gräfin war, sie hatte ihn geprüßt, nicht nur mit dem Haupte genickt, mit ihrer kleinen Hand hatte sie ihm gewinkt; vor seinem geistigen Auge flatterte immer noch die kleine, weiße Hand wie eine Taube in der blauen Luft. Er überquerte den schmalen Platz und stand gedankenvoll im Schnee still, auf die Radspuren starrend, die an ihm vorüberführten, und auf die ausgetretene Stelle, wo die zurückgebändigten Pferde geschart hatten.

Mit einem kleinen seligen Schrei bückte er sich und raffte ein wenig Schnee auf; er wollte hineinbeissen, aber da traf er den erstaunten Blick des Türhüters, und das Blut schoß ihm in die Wangen.

Den Kopf erhoben, trat er zu dem Manne und fragte ihn in kindlichem Hochmut, wann die Frau Gräfin zurückwartet würde, er habe etwas gefunden, das er ihr selber übergeben müsse.

Der Türhüter sah den stolzen, sehr jungen Herrn lächelnd an und sagte langsam, ihn lauernd betrachtend: «Wir haben keine Frau Gräfin; der junge Herr fragt wohl nach der Demoiselle Lucinde.»

Fritz versteckte seine Verwirrung, so gut er es vermochte, dankte dem Manne und verlangte Eintritt in den Hof, um auf den Attaché der schweizerischen Gesandtschaft zu warten. Bei dem Zauberwort «Gesandtschaft» öffnete sich das hohe schmiedeiseine Tor vor ihm, und er betrat den Hof . . . ihren Hof.

Mit gekreuzten Armen stand er im Schnee und schaute zu den blitzenden Fenstern empor; welche waren die ihnen? Ach, wenn Ruedi doch recht lange fortbliebe; den Tag und die Nacht hindurch würde er hier stehen und warten, wenn es ihm dafür vergönnt würde, noch einmal seinen Hut vor ihr zu ziehen . . . Demoiselle Lucinde . . . grübelnd zog er die Augenbrauen zusammen; sie war nicht die Gräfin und lebte doch im Hause des Grafen; er wußte wohl, was das bedeutete; aber was ging's ihm an! Wenn er wählen müßte zwischen einer alten Frau mit einem Habichtsschnabel und einer Demoiselle mit goldenen Locken, so würde er es machen wie der Graf.

«Fritz, Fritz», rief ihn Vetter Ruedi an, «willst du dem Grafen ein Loch in die Fenster starren? Du Armer hast lange warten müssen; du? er schüttelte den jungen Vetter, der geistesabwesend neben ihm herging . . . bist du eingefroren?»

«Nein.»

«Aber . . .»

«Nichts aber. Wann wird Vater eine Audienz zuteil?»

«Morgen vormittag um zehn Uhr. Der Graf ist ein liebenswürdiger Mann und lacht gern, er ist viel jünger als der Herzog; schön und elegant; wir armen Raben können uns neben solchen Glanz gar nicht sehen lassen.»

Fritz sah zornig vor sich nieder; er wollte nicht hören, daß der Graf jung und schön war, er sollte ein altes, wackeliges Perückenmännchen sein, die Lucinde nur anschautete, weil sie mußte . . . morgen um zehn Uhr geht Vater zur Audienz und er darf mir nicht verbieten, ihn zu begleiten!

«Mach vorwärts, Fritz, du gehst, als klebten dir die Füße am Boden; ich glaube wahrhaftig, du hast dich erkältet. Giggishans muß dir einen Würzwein brauen.»

«Ich brauche keinen Würzwein», Fritz lachte glückselig in den strahlenden Himmel hinauf; «ich habe mich nicht erkältet, mir war noch nie so warm!»

VI.

Fritz steht am Fenster eines Vorzimmers des gräflichen Quartiers und starrt ungeduldig in den Hof hinunter, ob Lucinde nicht unter dem Portal erscheine und wie gestern in einer Sänfte bis vor das Tor getragen wird. Vor den Fensterscheiben ist die Luft voller Schnee,

die Flocken tanzen auf und nieder; darum ließ man ihn nicht im Hof auf den Vater warten . . . vielleicht fährt sie auch nicht aus, und er wird kein Zipfelchen ihres Gewandes sehen.

Hinter ihm hat die Türe geknarrt; er wendet sich um und sieht auf eine Kammerfrau, die knicksend in ihren breiten Röcken versinkt.

«Wie wir hören, hat der junge Herr etwas für die Demoiselle eigenhändig abzugeben; wenn er, bitte, mit mir kommen will.»

Fritz fühlt sein Herz im Schrecken kleiner werden; Lucinde wird ihn für seine Lüge verachten . . . mag sie lachen; o Gott, daß er sie sehen darf!

Er folgt der Jungfer über einen breiten, dunklen Flur; zu seiner Rechten wird eine Tür geöffnet, und er betritt einen Raum, der ihm wie ein seidengefüttertes Schmuckkästchen umgebettet; der schimmernde Wandbehang ist unter dem Plafond zu einem mächtigen Knoten gewrafft wie in einem Königszelt; die Stimme der Kammerfrau hat keinen Klang, als sie bittet, in das Nebenzimmer zu treten, und seine eigenen gestammelten Worte klingen ebenso erstickt.

In einer niegekannten Erregung, die ihm die Füße leicht macht wie in einem Traum und so süß ist, daß er zittert, sie könnte sich mit dem nächsten Atemzug zur alltäglichen Schwere verdichten, tritt er über die Schwelle; aber erschrocken bleibt er stehen.

An einem Frisiertischchen sitzt die Demoiselle; ihre erhobene Linke zieht eine Haarsträhne von der Schläfe fort; die Rechte schwenkt ein Brennen in der Luft, das einen heißen Geruch ausströmt. Auf Armen und Schultern liegt ein Spitzenumhang, aber so weit zurückgeschlagen, daß er kaum noch von den Schultern getragen wird.

«Wollen Sie mich nicht begrüßen, mein junger Ritter? Sie wußten doch gestern so galant den Hut zu ziehen.»

Aber Fritz greift hilfesuchend nach der Portiere und findet kein Wort.

Lucinde wendet sich auflachend zu ihrer Kammerfrau um. «Ich glaube, der junge Herr ist noch nie bei der Toilette einer Dame zugegen gewesen.»

Fritz tritt einen Schritt näher. «Meine Mutter und meine Schwestern versperren die Türe, wenn sie sich ankleiden», sagt er streng.

«Da handeln aber Eure Damen unfreundlich an den Männern. Fritz läßt sich von dem neckenden Ton der jungen Frau zu keinem Lächeln bewegen; seine Stimme bleibt so nüchtern wie vorher: «Bei uns haben die Männer keine Zeit, in den Gemächern der Frauen zu sitzen.»

«Es wird auch nicht viel zu sehen sein!» ruft nun die Demoiselle gereizt aus.

«Nein, nichts!» gibt Fritz ebenso zornig zurück und errötet bei dem Gedanken, seine Mutter oder seine Schwestern könnten sich so leicht bekleidet einem Manne zeigen wie diese schöne Frau oder dieses Fräulein oder was sie nun sein möchte.

Lucinde hatte wohl seine Gedanken erraten, denn sie zog wie unabsichtlich den Umhang über der Brust zusammen. «Wie alt sind Sie?»

«Fünfzehn Jahre.»

«So alt sind auch die Pagen der Königinmutter Anne.» Sie fuhr aber, die Haare aufzurollen; über die Schulter hinweg sagte sie: «Was hatte ich denn gestern verloren, kleiner Page?»

«Nichts», sagte Fritz entschlossen. «Der Türhüter fragte mich, warum ich . . . was ich in den Schneespuren Ihres Wagens suchte; wie konnte er wissen, daß ich . . . nun, ich mußte doch eine Ausrede finden; ich war sehr töricht gestern.»

«Ein Mann sollte nie sagen, daß die Bewunderungstat für eine Frau töricht war.» Lucinde sah den grünen Zeisig gekränt und verächtlich an. «Hofften Sie denn nicht, durch Ihre Lüge einen Empfang bei mir zu erzwingen?»

«Nein», sagte Fritz in ehrlichem Staunen.

«Ein Mann muß aber immer hoffen und wünschen; denn wir erfüllen gern, wenn wir auch ungern anbieten.» Lucinde sah ihren Pagen erwartungsvoll an.

Fritz stand reglos in den unsichtbaren Schlingen, die die blauen Augen um ihn warfen . . . «Hoffen und wünschen?» sagte er leise und rieb verwirrt die Fingerspitzen aneinander; «ich glaube, seit gestern ist nichts anderes in mir als Hoffen und Wünschen . . .» Er stockte erröten. Wie durfte er so sprechen? Lucinde nahm die Augen nicht von ihm; leise strich sie mit den Fingern der Linken über die Saiten einer Laute, die neben dem Spiegel lag; ein paar süße Akkorde durchzitterten das Schweigen zwischen ihnen. Die junge Frau sah, wie die Pupillen des Jünglings groß und dunkel wurden, da zog sie mit einem befriedigten Seufzer die Hand von den Saiten, schüttelte die Locken zurück und bemerkte in kühlem Ton, ob er auch die Laute spiele. Nein? Nun, dann müsse er wiederkommen, sie wolle ihn unterrichten.

Fritz nickte stumm; in seiner Kehle war keine Stimme mehr. Lucinde streckte ihm zum Abschied die Hand hin mit einem Lächeln, das ihm bei allem Spott wehmütig erschien. Da überkam auch ihn eine vorüberhuschende Trauer oder gar Mitleid? Er küßte der jungen Frau in beinahe brüderlicher Zärtlichkeit die Hand.

Als er sich wieder in das Vorzimmer sah, fragte er sich, ob er in den Traum hierher zurückgelangt; sein Herz schlug, als hätte er ein unerhörtes Abenteuer bestanden; was würde der Vater sagen? Ach, wenn er doch nicht fragen

wollte, wie er sich die Zeit des Wartens vertrieben; der Vater würde sein gefürchtetes Lächeln aufsetzen, wenn er Lucindes Namen hörte, und ihm verbieten, je wieder das Haus des Grafen zu betreten . . . aber das durfte nicht sein . . . Lucinde war bis in alle Ewigkeit sein Glück, sein Leben; bis zum Tod, bis über das Grab . . .

Wieder knarrte die Türe hinter Fritz; diesmal trat der Vater, vom Grafen selber geleitet, ein; von Fritzs Wartezeit war nicht die Rede, er durfte nur mit abgezogenem Hut hinter den Herren dringehen; der Graf begleitete Johann Rudolf bis in den Hof; Fritz war stolz über diese Ehrung, die keineswegs von der Etikette vorgeschrieben war. Auf dem Heimweg war der Bürgermeister ganz erfüllt von der Unterredung dieses Morgens; Fritz hörte kaum auf die politischen Auseinandersetzungen seines Vaters; wichtig war nur, daß Lucinde hinfür nicht mehr spöttisch seiner lächelte.

Im Losam war er heute unfähig, Giggishans bei den Hausheschäften zu helfen. Er saß an der Fensterbank, die Ellenbogen aufgestützt und schaute den Schneeflocken zu . . . wie weiß ihre Haut war und wie zart ihre Hand; die Fingernägel schimmerten wie kleine Muscheln. Wenn er dagegen an die starken, verarbeiteten Hände der Frauen daheim dachte, war er geneigt, Lucinde unter Prinzessinnen und Königinnen zu versetzen; zarter von Antlitz und prächtiger gekleidet konnte selbst die Kaiserin nicht sein . . . ob der Kaiserin auch Herren bei der Toilette aufwarteten? Wie töricht war er gewesen, die Gunst dieses ersten Empfanges mit seiner Prüderie zu verderben. Mit einem Ohr hörte er das Gespräch zwischen Ruedi und dem Vater.

«D'Avaux sagt, Mazarin selber habe dem Herzog nahegelegt, er sollte sich um den Einschluß der Eidgenossenschaft in den Generalfrieden bemühen.»

«Wenn er nur einen schriftlichen Vorschlag machen wollte!»

«Geduld, Ruedi, durch die mündlichen Versprechungen der beiden Herren fühle ich mich schon auf der ersten Sprosse der Leiter.»

«Nehmen wir bald die zweite, Onkel. Weihnachten wird eine Unterbrechung in den Verhandlungen bringen; heute haben wir schon den 22. des Monats.

Der Bürgermeister ging, die Hände auf dem Rücken, über den knarrenden Fußboden hin und her. Endlich blieb er neben Ruedi stehen. «Es wäre gut, wenn du noch heute in die kaiserliche Gesandtschaft gingest und für morgen eine Audienz verlangtest.»

*

In der kaiserlichen Gesandtschaft saßen die drei Herren Gesandten beim Morgentrunk; ein junger Sekretär las die Liste der heutigen Geschäfte vor.

Graf Maximilian von Trautmannsdorf lehnte seine hagere, große Gestalt im Stuhl zurück, zog den fadenscheinigen Schlafrack über den Knien zusammen und sah, den Kopf unter der riesigen Perücke schief geneigt, gutmütig auf den jungen Mann, der seine Liste mit einem derart entschuldigenden Ton vorlas, als könne man ihm einen Vorwurf aus ihrer Länge machen.

«Hör auf, mein Sohn», sagte der alte Trautmannsdorf, «wenn wir alles das getan haben, was du auf deiner Liste hast, liegen wir heute abend auf der Bahre. Magde ein Kreuz, wo du aufgehört hast, wenn das Vorherige erledigt ist, können wir immer noch fortfahren.»

«Das geht nicht, Trautmannsdorf, es steht vielleicht noch Wichtiges am Schlusse.» Johann Ludwig, Graf von Nassau-Katzenelnbogen, war ein alter Offizier und mit Pflichterfüllung geladen. Er stäubte einige Brotkrümen von seinem tadellos stramm sitzenden, sandfarbenen Wams und fragte um Erlaubnis, sich eine Pfeife anzünden zu dürfen.

«Hier, so weit von Innsbruck, so oft Sie wollen», sagte Dr. Volmar, der dritte der Herren, lachend. «In Innsbruck fliehe ich den Tabakrauch; er hängt sich in die Perücken, und dann hält meine junge Frau sich die Nase zu, wenn ich mich ihr nahe.»

Doktor Volmar schlug sein Knie mit einem Tannenzreis, das von den Weihnachtsvorbereitungen her in seinen Bereich geraten war. Eine Weile schaute er träumerisch in das lodernde Kaminfeuer und gedachte seines schönen Kammerpräsidentenpalais in Innsbruck, wo Frau und Kinder nun allein das Fest begehen mußten; aber dann erwachte das scharfe Licht in seinen klugen Augen von neuem und er schlug vor, der Sekretär solle noch einmal die Liste vorlesen; bei den wichtigen Stellen möge er ein Kreuz machen.

Der junge Mann begann also von neuem. Hier und da rief einer der Herren «Kreuz». Bei dem Passus: Audienz des schweizerischen Gesandten, des Herrn Bürgermeisters Wettstein, sagte Volmar «Kreuz».

«Wieso denn?», brummte Trautmannsdorf, ist der Mann so wichtig, daß er keinen Tag warten darf?»

«Sein Anliegen beschäftigt Zwyer und mich seit Jahren», sagte Volmar in leichter Gereiztheit, «ich wäre froh, wenn es endlich erledigt werden könnte.»

«Was will er denn?», fragte Nassau.

«Seine Pflicht tun.» Volmar unterdrückte ein schlaues Lächeln, und Nassau ging auf den Weg, den Volmar wollte.

«Dann ist er ein braver Kerl und soll gehörten, aber er wird uns mit dem Wächterschen Prozeß belästigen; diese guten Eidgenossen können jahrzehntelang auf

(Fortsetzung Seite 109)

Kleinigkeiten herumreiten, die unsreiner in kürzester Zeit mit ein paar Regimenter erledigt.

«Und finden doch noch ihr Recht, wenn wir längst durch ein Gegenregiment zum Teufel gejagt sind. Die Schweizer verstehen es, unverrückt auf ihrer Rechtsgrundlage zu verharren! Uebrigens hat der Kaiser empfohlen, den Gesandten zu seinem vollen „Contento“ zu empfangen.»

«Unser hoher Herr hat Bedenken, ihn den Händen der Franzosen zu überlassen.»

«Gerechtfertigte Bedenken, Trautmannsdorf. Wir können auf die Freundschaft eines neutralen Nachbarn, zudem eines waffentüchtigen, nicht verzichten», rief Nassau mit einiger Bitterkeit aus. «Der Herr Gesandte wird wohl mit dem entsprechenden Stolz auftreten!»

Trautmannsdorf stand ärgerlich auf. «Lassen Sie ihn in den großen Empfangssaal führen, Volmar, da muß er vorher über vier Parkettböden gehen. Bis er bei uns anlangt, ist sein Bauerntolz gründlich ins Gleiten geraten . . . er mag auf einem Taburett sitzen.»

Volmar lachte laut heraus: «Ich kenne meinen Wettstein von den Tagssatzen her, den kümmert kein Parkett und kein noch so großer Saal, und ob wir ihn auf ein Armsünderbänkchen oder auf einen Thron setzen, er wird überall bleiben, der er ist: ein Mann, der um seinen Wert weiß, der nur dar anzuerkennen bereit ist, was echt und ehrlich ist.»

«Solch seltene Vögel habe ich gern», sagte Trautmannsdorf anerkennend. «In diesem Fall kann ich mir meine Zeremonienkleider aufsparen; ich hasse das Schleifensfutter! Doktor, ich freue mich auf das schweizerische Unikum, führen Sie den Mann in mein Privatgemach, dort gibt es gute, ordentliche Stühle für jeden von uns . . . heute abend müssen wir uns dafür auf Draht arbeiten lassen wie die Gliederpuppen; bei den Herrn Spaniern wird kein Pardon in der Etikette gegeben. Ob d'Avaux wohl seine schöne Lucinde wird mitführen dürfen?»

«Niemals», rief Nassau streng. «D'Avaux ist nicht der König und Longuevilles Gemahlin ist eine Condé. Die Prinzessin bewegt ihren Fächer nicht in der gleichen Luft wie eine Lucinde.»

«Arme Kleine», sagte Volmar, hinter den Herren zur Türe gehend, «ihr Liebesglück ist schwer erkauf.»

«Und armer d'Avaux», lachte Trautmannsdorf. «Das Mädchen sieht aus, als wäre ihr Ehrgeiz stärker als ihr Herz, sie könnte ihm noch Schwierigkeiten bereiten.»

Schlag elf Uhr wurde Johann Rudolf von dem Leibjäger des Grafen von Trautmannsdorf in dessen Privatzimmer geführt; das erste, das Wettstein in sich aufnahm, war ein riesiger flatternder Schlafrock, der die hin- und hereilende Gestalt des alten Mannes umwob; darüber wogte eine Perücke.

«Ah . . . der Herr Gesandte.» Trautmannsdorf stellte sich breitbeinig vor Johann Rudolf auf, verschlang die Hände im Rücken und betrachtete den Gesandten der Eidgenossenschaft wie ein seltes Tier. Johann Rudolf legte ebenfalls die Hände auf den Rücken und schaute seinerseits den Grafen mit schiefem Kopf an; der Sarkasmus, der so leicht in Johann Rudolfs Mienen zu spielen pflegte, aber stets frei von Bosheit war, entging dem Alten im Schlafrock nicht.

«Verzeihen Sie», sagte er, leicht aus der Fassung gebracht, «daß ich nicht in Gala bin, aber Volmar hat mir gesagt, Sie hätten . . . Sie wären . . .»

«Nicht für die Kleiderfrage nach Münster gekommen.»

«Ganz recht, ganz recht», Trautmannsdorf lachte schallend auf, «Sie goldener Mensch, setzen Sie sich da her zu mir . . . so, ans Feuer.» Der Graf klatschte in die Hände und rief einem eintretenden Lakaien zu, «sage dem Grafen und Dr. Volmar Bescheid, unser viellieber Herr Gesandter beeindruckt uns soeben.»

Johann Rudolf schien die übertriebene Höflichkeitssprache zu überhören. «Es ist mir eine Freude, Dr. Volmar hier zu wissen, er war uns immer ein verständnisvoller Freund», sagte er gemessen.

«Ja, der Dr. Volmar ist eine tüchtige Kraft; unsere allerchristlichste Majestät versteht es, die rechten Leute auszuwählen.»

Wettstein verneigte sich mit einer huldigenden Handbewegung vor dem Grafen.

«Nur keine Komplimente, Herr Bürgermeister, die verdient keiner von uns, übrigens meint im Grunde ja immer jeder sich selber, wenn er den andern lobt. Nehmen Sie ein Glas Tokaier, lieber Wettstein? Er kommt von meinen eigenen Gütern.»

Johann Rudolf nahm an, obgleich er mit Grauen an das Podastrach dachte, das ihn von Nacht zu Nacht mehr plagte. Inzwischen waren auch Nassau und Volmar eingetreten, und kaum waren die Begrüßungen getauscht, so hatte Nassau, der die Präluminarien haßte, schon die Speyerischen Schwierigkeiten attackiert.

Wettstein verlangte Liquidierung des Prozesses, den Basel am Reichskammergericht anhängig hatte, sowie offizielle Bestätigung des längst im stillen anerkannten Exemption, vom Einstellung in den Frieden sprach er vorläufig nicht; Longueville hatte versprochen, sich der Sache anzunehmen; zunächst solle einmal Ferdinand III. die Exemption bestätigen. Johann Rudolf sprach in kurzen, schnellen Sätzen. Die Hörer, die ein vorsichtiges Tappen um den Brei gewohnt waren, spürten mit Er-

leichterung, wie furchtlos der Wille dieses Mannes auf sein Ziel marschierte.

Der Kaiser allein habe aber nicht das Entscheidungsrecht, das kurfürstliche Kollegium sowie die Reichsstände hätten auch ein Wort mitzusprechen, erklärte Trautmannsdorf. Wettstein nickte eifrig zum Zeichen, daß er mit dieser Tatsache vertraut sei. Wenn indessen die gesamte Eidgenossenschaft einhellig auf ein altes Recht bestünde, so könne es weder Kaiser noch Reich ihr vorenthalten. Wie der letzte Entscheid der katholischen Orte über einen Streit mit dem Reichskammergericht ausgefallen sei?

«Das katholische Frankreich unterstützt unser Anliegen.»

«Gewiß, aber Mainz, Trier und Köln könnten auf dem Rhein dem Schweizer Handel übel zusetzen, wenn ihnen daran gelegen wäre.» Ob Wettsteins katholische Gesinnungsgenossen das bedacht hätten?

«Unseren katholischen Orten sind diese Schwierigkeiten wohl bekannt, aber wo es um Recht und Freiheit geht, sind wir immer noch einig gewesen. Ich stehe hier im Interesse der gesamten Eidgenossenschaft.» Johann Rudolf wischte den Schweiß von der Stirn.

«So werden wir, wenn ein Schreiben in dieser Angelegenheit an den Kaiser abgeht, den Kreditivbrief sämtlicher 13 Orte beilegen.»

Trautmannsdorf war einige Notizen auf einen Bogen Papier.

Nassau befragte Johann Rudolf derweil über allerlei militärische Dinge, und Dr. Volmar betrachtete seinen Freund Wettstein mit grenzenlosem Erstaunen. Er wußte durch seine engen schweizerischen Beziehungen, daß Wettstein ganz ungenügend akkreditiert war . . . was würde der Bürgermeister tun, wenn man gerade heraus das 13jährige Schreiben verlangte.

Trautmannsdorf sah auf. «Wir werden noch heute Ihr Anliegen bei dem Kurmainzischen Reichsdirektorium einreichen und den Sekretär Reigersberger bitten, die gesamten Reichsstände baldigst zu einer Aeußerung zu veranlassen. Sie täten gut, ihn aufzusuchen.»

«Für Kurmainz führe ich keine Kreditivbriefe mit mir. Mein Auftrag lautet an die kaiserliche und an die königliche Gesandtschaft», sagte Wettstein mit großer Bestimmtheit.

«Ich halte es auch für weiser, der Herr Bürgermeister unterziehe sich keiner unnötigen Auseinandersetzung mit Reigersberger. Sein Herr, der Kurfürst Anselm Kasimir ist, als Erzkanzler und Verwalter des Reichsterritoriums ein gefährlicher Gegner in Sachen Exemption, fangen wir ihn lieber mit dem Umweg über die Reichsstände.»

«Volmar hat recht; dann machen Sie baldigst den Ritt über den Teutoburgerwald: in Osnabrück sind die protestantischen Reichsstände versammelt.» Trautmannsdorf streckte die Hand aus. «Aber die Kreditivbriefe für uns besitzen Sie wohl?»

Volmar sprang auf. «Wennt wir zunächst eine kurze Besprechung ohne den Bürgermeister abhielten? Vorher nützen uns die Briefe ja nichts . . .»

«Wie Sie meinen, Volmar.» Die Herren begaben sich in einen Seitenkabinett. «Was wollen wir eigentlich besprechen, Volmar?» fragte Trautmannsdorf ärgerlich. «Solang die Reichsstände sich nicht geäußert, können wir keine Bestimmungen treffen.»

«Ich möchte nur die Bestätigung der Herren haben, daß sie bereit sind, Wettstein in jeder Hinsicht zu unterstützen.»

«Habe ich etwas anderes gesagt?» fragte Trautmannsdorf gelangweilt. «Uebrigens, Ihr Eidgenosse gefällt mir.»

«Er ist ein heller, rechtschaffener Mann», meinte Nassau zögernd, «aber ich kann es den Schweizern nicht vergessen, was uns der Durchmarsch der Weimaranischen durch ihr geprägtes „neutrales“ Gebiet eingetragen hat. Die Basler haben damals nicht loyal gehandelt.»

«Sie waren in einer Zwangslage, Eure Exzellenz, was konnten Sie gegen die Uebermacht ausrichten? Uebrigens ist derselbe Wettstein, der jetzt auf uns wartet, seit jedem Zwischenfall unermüdlich für die bewaffnete Neutralität eingetreten. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß Basel den Kaiser dadurch zu versöhnen gewußt, daß in seinen Mauern 500 unserer Flüchtlinge aufnahm und Pflege fanden.»

Trotzdem wäre noch einiges über gelegentliche Verletzung der Uebervereinigung zu markieren, aber lassen wir die alten Geschichten ruhen, die Hauptsache ist, daß Wettstein die katholische sowie die evangelische Eidgenossenschaft vertritt.»

«Gewiß, das ist die Hauptsache», sagte Volmar schmunzelnd und öffnete die Tür vor den beiden Herren. Ein schlauer Fuchs ist Freund Wettstein, dachte er, weiß er doch, daß mit der Ehrlichkeit allein selbst ein Schweizer nicht überall durchkommt und ein Kompromiß zur rechten Zeit wie Oel ist im Räderwerk der Ehrlichkeit.

VII.

Auf den Stufen des Gesandtschaftsquadiers blies Wettstein ein eisiger Wind entgegen, aber er öffnete trotzdem den Mantel; ihm war glühend heiß. In zorniger Hast schritt er dahin. Sollte er nun bei jeder Audienz dieselbe Gefahr bestehen, Kreditivbriefe vorzeigen zu müssen, die ungenügend waren? Es war eine Teufelsache!

Da sah er den freien Weg vor sich, Großes zu erreichen, und die Kurzsichtigkeit und Parteilichkeit seiner Landsleute hatten ihm Fesseln angelegt, über die er jeden Augenblick zu Fall kommen könnte. Ha, und er durfte sie nicht einmal schelten; die Katholiken hatten ihm klipp und klar erklärt, sie wollten von seiner Mission nichts wissen; wenn er, Wettstein, sie nun zu ihrem Glück zwingen wollte, so war die Gefahr die seine . . . und doch ging es um den Vorteil aller.

Er blieb stehen und sah gedankenverloren um sich. Was würde ihm in diesen Mauern noch geschehen, wo so viel Ehrgeiz, so viel Eitelkeit, so viel Hoffnungen sich auf engem Raum zusammenballten! Aber wer unter den vielen Männern, die hier Schicksal spielten, dachte an die Zukunft der Völker? Daß einer den anderen übertrumpfte mit Glanz und Reichtum, daß jeder für sich einen Fetzen Nachruhm sichere, das war die Haupttrieb- kraft. Und er selber? Stach nicht auch ihn der Ehrgeiz? Ach, wenn man die guten und die bösen Triebkräfte seines Handelns immer zu unterscheiden vermöchte! Wer kannte sich selber?

Wettstein wurde jäh aus seinen Gedanken aufgeschreckt, weil das Stampfen von Hufen hart neben ihm ertönte. Vier Pferde hielten wie angenagelt am Straßenrand, er wandte sich um und sah Dr. Volmar aus seinem Wagen herausgrüßen.

«Wettstein, steigen Sie zu mir ein, ich bin Ihnen nachgefahren, um Sie allein zu sprechen.»

Johann Rudolf setzte sich neben Dr. Volmar; er fragte sich, was den kaiserlichen Gesandten wohl zu diesem Schritt verleiten möge, und bereitete sich vor, auf der Hut zu sein.

Volmar rief dem Kutscher zu, er solle einmal um die Stadt fahren, dann wandte er Johann Rudolf frei sein scharfes, kluges Gesicht zu.

«Lieber Bürgermeister, warum sind Sie nicht vor der Audienz allein zu mir gekommen? Sie hätten mit ihren mangelhaften Kreditivschreiben in eine böse Falle geraten können.»

«Ich muß im Namen der Eidgenossenschaft handeln, wie es mich als ihren Bevollmächtigten gut dünkt», erwiderte Wettstein ablehnend.

«Im Namen der gesamten Eidgenossenschaft, Wettstein? Nein, zürnen Sie mir nicht, daß ich ohne Umschweife spreche . . . Sie wissen, daß ich die Verhältnisse Ihres Landes kenne.»

«Wenn mein Land nicht als Gesamtheit gesprochen hat, so weiß ich doch aus dem Munde und dem Handschlag der Besten, was dem Volke kommt.»

«Ein europäischer Friedenskongreß ist aber keine Landsgemeinde, wo Wort und Hand entscheiden, hier gelten nur beschriebenes Pergament mit Unterschriften und Siegeln.»

Wettstein lachte ärgerlich auf. Wenn er Volmar nicht als ehrlichen Freund kannte, würde er ihm die Kritik untersagen, aber so begnügte er sich, ihm seine Gesandtschaft mit humorvollen Worten zu schildern. Schließlich sagte er resigniert: «Bei uns werden Entschlüsse nach reiflicher Überlegung gefaßt, das ganze Volk überlegt und nicht ein einzelner wie bei Euch, so hat der Entschluß eine späte Reife, aber ich denke, die fehlenden Kreditivbriefe werden nun bald eintreffen.»

«Ich wünsche es Ihnen, Wettstein. Kurmainz wird für einen Basler Handel allein kein Entgegenkommen zeigen . . . Der Kaiser übrigens braucht das Favorschreiben weniger dringend, gründet sich doch Basels Anspruch auf Exemption vom Reichskammergericht auf die alten kaiserlichen Privilegien, und diese . . .»

«Nein, nein, aber Doktor!» Wettstein fuhr mit beiden Händen durch die Luft. «Ihre Auffassung ist ein Erzirrung! Basel gründet seine Ansprüche auf die Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft, die sich als unabhängig vom Reiche betrachtet. Wir wollen nur das: die endliche, ausdrückliche Bestätigung unserer Souveränität. Was Sie vorhin von Siegel und Unterschrift sagten, trifft gerade in diesem Punkte zu. Ohne feierliche Erklärung unserer Unabhängigkeit kann das Reichskammergericht uns jederzeit neue Schwierigkeiten bereiten, das müssen Sie klar verstehen. Wenn wir die Privilegien Sigismunds und Maximilians unserem Gesuch zugrunde legen, so geschieht es nur, um den Ausgangspunkt unserer Souveränität klarzustellen. Basel und Schaffhausen sind Glieder der Eidgenossenschaft, daran gibt es nichts zu deuten und zu drehen! Sie sollten lesen, Volmar, was Bürgermeister Ziegler von Schaffhausen in einer juristischen Deduktion darüber sagt.»

Dr. Volmar hatte schon seit einer Weile entschuldigende Gesten gemacht. Jetzt unterbrach er Johann Rudolf mit flehender Stimme:

«Ich bitte Sie, Wettstein, verzeihen Sie mir, ich habe Sie mit einem argen Mißverständnis gekränkt; es ist gut, daß Sie mich aufgeklärt haben. Aber desto wichtiger ist mir die volle Unterstützung aller ihrer Landsleute, denn gegen Ihre These könnte auch der Kaiser Schwierigkeiten machen. Es muß die gesamte Eidgenossenschaft hinter Ihrer Gesandtschaft stehen, damit wir die völlige Exemption vom Reiche durchdrücken. Schätzen Sie sich glücklich, Wettstein, daß die Kriegstaten der Eidgenossenschaft in Europa noch in gutem Gedenken sind. Aber das rate ich Ihnen: Lassen Sie sich nicht mit Kurmainz ein; Reigersberger übernehmen wir.»

«Ihre Ratschläge sind mir unschätzbar, Volmar. (Fortsetzung folgt)